

NZZ

Wasserkrise in Jordanien

Gott hasst die Verschwender

von Daniel Steinvorth, Mafrak 21.7.2016

Jordanien ist ein kleines, wirtschaftlich schwaches und extrem wasserarmes Land. Dennoch hat das Königreich über eine Million syrische Flüchtlinge aufgenommen. Bisher lief das erstaunlich gut.



Syrische Kinder im Lager Zaatari bei Mafrak: Um fünf Meter pro Jahr sinkt hier der Grundwasserspiegel. (Bild: Muhammad Hamed / Reuters)

Sand. Wenn nur noch Luft aus den Hähnen komme und wenn auch sonst kein Wasser mehr aufzutreiben sei, sagt Scheich Khalid, dann gebe es theoretisch immer noch Sand. Für die Wudu', die rituelle Waschung des Gesichts, der Hände und Füße vor dem Gebet, sei das durchaus erlaubt. «Es muss aber sehr reiner Sand sein!»

Scheich Khalid sitzt auf dem Teppichboden der Usama-bin-Zaid-Moschee in Mafrak (siehe Karte). Er ist Imam hier, eine ernste Gestalt mit buschigen Augenbrauen und rot kariertes Kufiya auf dem Kopf. Vor einiger Zeit hat ihn das jordanische Religionsministerium in Amman zum «Wasserbotschafter» ausgebildet. Seine Mission: Als eine von über 800 islamischen Autoritäten im Land soll er die Bevölkerung zum sorgsamem Umgang mit Wasser erziehen. In seinen Freitagspredigten wettet der 56-Jährige seither viel gegen die Verschwendung von Wasser und erteilt den Gläubigen praktische Ratschläge. Nicht unbedingt solche, wie die Füße mit Sand zu waschen. Das sei mehr eine Notlösung, sagt er. Doch erscheint sie nicht ganz undenkbar in Mafrak, einer staubigen Grenzstadt im Norden Jordaniens.



Sündhafte Swimmingpools

In einem Land, das laut den Vereinten Nationen zu den zehn wasserärmsten der Welt gehört, zählt Mafrak zu den besonders betroffenen Orten. Während Jordaniens Grundwasserspiegel im Schnitt um einen Meter pro Jahr sinkt, soll er hier um fünf Meter sinken. Weitgehend abgepumpt sind schon die meisten Grundwasservorkommen des Landes. Auch gehen aufgrund des Klimawandels die Niederschläge zurück. Und als hätte das kleine Königreich nicht Probleme genug, muss es seit Beginn des Bürgerkrieges im Nachbarland auch noch den Zuzug von über einer Million syrischen Flüchtlingen bewältigen. Allein nach Mafrak, das nur 15 Kilometer Wüstenstrasse von der Grenze trennen, kamen 100 000 von ihnen. Schlagartig hat sich mit ihnen die Einwohnerzahl des Ortes verdoppelt.

Das sei nicht nur schlecht, findet Scheich Khalid. Immerhin kämen an manchen Tagen nun so viele Gläubige in seine Moschee, dass viele auf dem Platz davor beten müssten. Stolz führt er seine Besucher durch das Gotteshaus, das vielleicht nicht gerade durch Schönheit besticht. Dafür wurde es mit deutscher Entwicklungshilfe in eine sogenannte «blaue» Moschee aufgerüstet: Es gibt Trinkwasserfilter im Gebetsraum und wassersparende Armaturen im Waschraum, zudem eine Anlage auf dem Dach, die das seltene Regenwasser sammeln und wiederverwendbar machen soll. Jeder müsse jetzt sein Bestes geben, um kein Wasser zu vergeuden, findet der Imam. «Gott sei Dank haben wir in Mafrak keine Swimmingpools!»

Knapp 650 000 Schutzsuchende aus Syrien hat das Uno-Flüchtlingshilfswerk in Jordanien seit 2012 registriert. Von über einer Million sprechen unabhängige Beobachter, von bis zu zwei Millionen regierungsnaher Kreise. Nur etwa 20 Prozent von ihnen leben in einem der drei syrischen Flüchtlingslager. Da höhere Flüchtlingszahlen mehr Hilfsgelder bedeuten, sind die Angaben mit Vorsicht zu geniessen. Inzwischen hat Jordanien indes seine Grenzen zu Syrien und zum Irak geschlossen – aufgrund des wirtschaftlichen Drucks, aber auch aus Angst vor terroristischer Infiltration. Auf den Ansturm der Flüchtlinge war das kleine Land mit seiner heimischen Bevölkerung von 6,6 Millionen einfach nicht vorbereitet: Besonders in den strukturschwachen Städten des Nordens stiegen die Mieten, wurden Wasser und Wohnraum immer knapper, fielen die Löhne. Dass die Einheimischen dies hinnahmen und es bisher nicht zu grösseren Protesten kam – ein Wunder.





Jordanien ist ein kleines, wirtschaftlich schwaches und extrem wasserarmes Land. Trotzdem hat das Königreich über eine Million syrische Flüchtlinge aufgenommen. Das birgt viele Probleme.

Ahmed Harashe findet das nicht so erstaunlich. Er ist der lokale Vertreter des Religionsministeriums. Schon immer, sagt er, habe es Flüchtlinge nach Jordanien verschlagen – Tscherkessen, Palästinenser, Iraker – und schon immer habe die Solidarität überwogen. Sicher gebe es auch Spannungen zwischen Jordaniern und Syrern. Doch helfe in diesen Fällen die gemeinsame Religion: «Der Islam verbindet uns.» Um die Bürger daran zu erinnern, setzt der Staat auch hier auf seine Prediger, die in den Moscheen zur Brüderlichkeit aufrufen und so den öffentlichen Frieden wahren sollen – während sie gleichzeitig Lektionen im Wasserschutz erteilen. Auf wen wenn nicht die religiösen Autoritäten sollten die Menschen in einem konservativen Land wie Jordanien sonst hören, um ihr Verhalten zu ändern?

Wasser sparen durch Religion

In einem Sitzungsraum in der Hauptstadt Amman haben sich rund 20 Frauen eingefunden. Sie sind ohne Ausnahme verhüllt, tragen ein schwarzes Kopftuch oder den Nikab, den Gesichtsschleier. Es sind «Waidat», weibliche Religionsgelehrte, sie kommen aus allen Teilen des Landes. Soeben hat ihr Kurs begonnen, der auch sie zu Wasserbotschaftern ausbilden soll. Hayat Bakir, eine energische Mittfünfzigerin, steht vor einer Tafel. Sie begrüßt die Schwarzgewandeten und ruft ihnen zu: «Schwestern, ich werde euch heute erklären, warum Wassersparen so wichtig ist, was dazu im Koran steht und was der Prophet, Allahs Segen und Frieden auf ihm, sagt.»

Anders als die Imame predigen die Waidat nicht öffentlich, sondern führen Hausbesuche durch und arbeiten in ihren Stadtvierteln als Seelsorgerinnen. Mit welchen Fragen werden sie dabei konfrontiert, Frau Bakir? «Zum Beispiel, ob die Wasserarmut real ist oder eine Erfindung der Regierung. Einige wollen auch wissen, warum sie ihr Wasser rationieren sollen, während sich die Reichen einen Swimmingpool leisten.» Ihre Antwort? «Jeder ist für sich selbst verantwortlich. Aber am Ende müssen wir uns alle vor Gott verantworten.» Wer Wasser spare, handle moralisch und im Sinne der Religion, sagt Bakir. An 63 Stellen im Koran werde die Bedeutung des Wassers erwähnt. Nicht zuletzt gehe es auch darum, Geld zu sparen. Und welche Rationen empfiehlt sie ihren Glaubensschwestern? Bakir zieht eine 0,3-Liter-Flasche aus der Handtasche. «So viel und nicht mehr für die rituelle Waschung. Für jede Dusche: maximal fünf Minuten.»

Wasser sparen durch Religion, kann das funktionieren? Björn Zimprich von der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) ist überzeugt davon. Im Auftrag der jordanischen Regierung hat seine Organisation das Trainingsprogramm für die Imame und Waidat auf die Beine gestellt. Bis zu 1,5 Millionen Menschen sollen so für den Wasserschutz sensibilisiert werden. Zweifel, ob die mitunter strenggläubigen

Gelehrten geeignete Ansprechpartner sind, hat Zimprich nicht. Man arbeite schliesslich «im Umfeld der gesellschaftlichen Realitäten».

Die letzte Quelle ist angezapft

Und die Zeit drängt. Schon sind die öffentlichen Wasserlieferungen, die der Staat hoch subventioniert, gekürzt worden. Wo in Städten wie Mafrak vor der Flüchtlingskrise einmal wöchentlich die Wasserlaster vorfahren, werden heute nur alle 14 Tage die Tanks gefüllt. Wer sich die teuren Zukäufe privater Händler nicht leisten kann, darf nur die Hälfte seiner bereits knappen Menge verbrauchen. 80 Kubikmeter Wasser – mehr stehen den Bewohnern von Mafrak pro Kopf und Jahr nicht zur Verfügung. In ganz Jordanien sind es 100 Kubikmeter, in einem Land wie Deutschland 2000. Das Zwanzigfache.

Angesichts dieser Zwänge ist Hazim al-Nasser, Jordaniens Minister für Wasser und Bewässerung, nicht zu beneiden. Schon drei seiner Vorgänger, erzählt der Ingenieur in einem klimatisierten Saal in Amman, wurden wegen schlechter Trinkwasserqualität, Engpässen oder Korruption entlassen. Auch Nasser war schon einmal im Amt. Als ihn 2013 König Abdallah bat, sprang er wieder ein und sah sich umgehend mit einer Versorgungskrise konfrontiert: «Mitarbeiter sagten, es sei kaum noch Wasser in den Leitungen, wir müssten sofort handeln.» Rechtzeitig begann die Regierung damals mit dem Abpumpen eines fossilen Wasservorrats unter der jordanischen Wüste bei Disi. Zwar wiesen die Experten warnend darauf hin, dass die 300 000 Jahre alten Vorräte radioaktiv belastet seien, doch Nasser dementierte. Das Wasser sei laut Laborergebnissen absolut ungefährlich.

Allerdings ist es nicht erneuerbar. Rund 50 Jahre lang soll das vermutlich letzte Grundwasserreservoir auf jordanischem Boden reichen, bei einer Fördermenge von jährlich 100 Millionen Kubikmeter Wasser. Das genügt schon jetzt kaum für die wachsende Bevölkerung, weswegen sich Nassers Ministerium nicht auf Aufklärungskampagnen beschränkt: Es saniert Kläranlagen, kürzt den Wasserbedarf bei Landwirten (um sie zu effizienteren Bewässerungssystemen zu zwingen) und zerstörte bisher 800 illegale Brunnen, gegen die in der Vergangenheit nichts unternommen wurde; die aber eine Erklärung für die massiven Wasserverluste im Land sind. Mit Haftstrafen sollen die Wasserdiebe künftig abgeschreckt werden.

Als wichtigstes Projekt aber beschreibt Nasser den Bau einer Pipeline vom Roten zum Toten Meer, mit der nicht nur Trinkwasser gewonnen, sondern auch die Austrocknung des Toten Meers gestoppt werden soll (siehe Kasten). Ohne die Hilfe ausländischer Regierungen und Investoren wäre Jordanien freilich nicht in der Lage dazu. «Wasser in der Wüste zu gewinnen, ist extrem teuer. Vergleichen Sie es mit dem Schürfen von Gold oder Platin», sagt der Minister. Nur, dass Jordanien dieses Gold zum Überleben braucht.

Unvorstellbar erscheint es, dass dem Land nach offiziellen Angaben trotzdem 40 Prozent seines Wassers verloren gehen. Und daran sind nicht nur die illegalen Brunnen schuld, sondern auch marode Leitungen, defekte Armaturen, korrodierte Tanks. Kein Wunder also, dass Frauen und Männer, die mit einer Klempernzange umgehen können, hier grössten Respekt geniessen.

Für eine Handvoll Dinar

Hadil, eine 22-jährige Jordanierin, und Arig, eine 27-jährige Syrerin, gehören bald zu ihnen. In grauen Arbeitskitteln stehen sie an den Werkbänken der Hama-Berufsschule in Irbid, der zweitgrössten Stadt Jordaniens. In einigen Wochen, wenn sie ihre Ausbildung als «Sabakat» beendet haben, hoffen sie als Klempnerinnen für eine Frauenkooperative zu arbeiten oder selbständig Geld zu verdienen. Exotisch ist das auch in Jordanien nicht mehr. Muss in einer Wohnung, wo kein männliches Familienmitglied zu Hause ist, ein Rohr repariert werden, wären männliche Handwerker ohnehin nicht gerne gesehen. «Mein Vater ist auch Klempner, er ist stolz auf mich», sagt Hadil.

Arig darf als Flüchtling eigentlich nicht arbeiten. Noch nicht. Den ausländischen Geldgebern zuliebe hat die Regierung in Amman versprochen, in den nächsten Jahren 200 000 Syrern eine Arbeitserlaubnis zu erteilen. Die Flüchtlinge sollen eine Perspektive haben und keinen Grund weiterzuflüchten, bis nach Europa. Aber niemand hinderte die wenigen Syrerinnen in Irbid bisher daran, in ihrer Nachbarschaft gute Werke zu tun und dafür eine Handvoll Dinar zu verdienen. Eine Perspektive? Ja, Arig hat eine für sich gefunden, aber es ist wohl doch eher eine Hoffnung, an der sie sich festhält: So Gott will, sagt sie lächelnd, werde sie irgendwann in ihre Heimatstadt

Deraa zurückkehren und dort Wasserleitungen verlegen. Ist der Krieg erst vorbei, brauche es nicht nur Männer, die auf den Trümmern etwas Neues errichten.

Eine Megapipeline vom Roten Meer zum Toten Meer

Das Tote Meer macht seinem Namen noch nicht alle Ehre, doch es liegt im Sterben. Seit den 1960er Jahren trocknet der spektakuläre Salzsee aus, weil es seine Anrainer nach dem Wasser des einzigen Zuflusses, des Jordans, dürstet. Immer intensiver wurde er von Israeli, Jordanern und Palästinensern vor allem zur landwirtschaftlichen Bewässerung genutzt. So trägt der Jordan heute nur noch ein Zehntel der Wassermenge von vor fünfzig Jahren – während das Tote Meer im selben Zeitraum ein Drittel seiner Fläche einbüßte. Ändert sich nichts, gehen Experten davon aus, dass der See bis Mitte dieses Jahrhunderts verschwunden sein wird.

Im Dezember 2013 einigten sich deswegen Jordanien, Israel und die Palästinensische Autonomiebehörde auf ein Abkommen zur Rettung des Toten Meers und zu einer Verteilung des Wassers. Geplant ist der Bau einer gigantischen Pipeline, die dem Roten Meer jährlich 300 Millionen Kubikmeter Wasser entziehen wird. 65 bis 85 Millionen Kubikmeter sollen davon entsalzt und den Anrainern als Trinkwasser verkauft werden. Das restliche Meerwasser sowie die nach der Entsalzung übrig bleibende Sole sollen in das Tote Meer fließen. Im Gegenzug für den Verkauf von Trinkwasser an den Süden Israels verpflichtet sich Israel zudem, Jordanien im Norden etwa 50 Millionen Kubikmeter Wasser jährlich aus dem See Genezareth zu verkaufen. Weitere 30 Millionen Kubikmeter werden den Palästinensern zugesprochen. «Wir haben viele politische Differenzen, aber das hier ist eine Win-win-Situation für alle», schwärmt Wasserminister Hazim al-Nasser.

17 internationale Firmen haben sich aktuell um Aufträge für die erste Bauphase beworben, deren Kosten Amman auf rund 890 Millionen Franken schätzt – und für die sie nach eigenen Angaben auf private Investoren setzt. Sollten alle Bauphasen wie geplant bis 2024 abgeschlossen sein, könnte das Megaprojekt über 9 Milliarden Franken kosten.